



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Verfehltter Anschluß

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die lobpreisenden Waschzettel zu wiederholen, die mit jedem Bande neuer Lyrik versandt werden, als selbst nachzuprüfen, wo etwa ein Goldkorn aus grauem Gestein hervorleuchtet. Hoffentlich überzeugt uns die eine oder andre zukünftige Anthologie, daß doch ein Schweiß in der Welt bezahlt wird, wie der Räuber Moor sagt.



## Verfehlter Anschluß



Professor Hering war ein unglücklicher Mensch. Auch in seinem Falle war es die soziale Frage, die ihm schlaflose Nächte bereitete, eine Kette von Verstimmungen knüpfte und mehr und mehr sein Leben zu verkümmern drohte. Freilich nicht die soziale Frage, die die Volksvertretungen beschäftigt, wohlmeinende Männer in Stadt und Land in Atem hält, zahllose Vereinsgründungen begünstigt, den Autoren neues Wasser auf ihre Mühlen schüttet, die Gemüter entzweit und verbindet, jedem Menschenalter vorgelegt wird, oft unter Kriegslärm, Siegesjubel und Freudentaumel überhört und niemals den strengen Examinator befriedigend gelöst wird. Diese universale Frage, die bei der Prüfung jedes Cötus wiederkehrt, drückte den Professor Hering nicht. Er hatte seine eigne soziale Frage. Und weil sie keinen interessierte, weil ihn keiner verstand, kein teilnehmendes Gemüt sich seiner annahm, mußte er unglücklich werden, und er verstrickte sich in diesen Kausalnegus mit methodischer Gründlichkeit. Verfehlter Ehrgeiz von Jugend auf war es, der seinen Eifer zugleich spornte und lähmte, seine Freuden vergiftete, ihm und seinen Angehörigen manche harmlose Bethätigung der Daseinslust verdarb.

Schon sein unglücklicher Name Hering war für ihn ein quälendes Attribut. Als er, für ihn zum erstenmale, bei der Aufnahme in die Schule, in der Öffentlichkeit zur Sprache kam, fand ihn ein sechsjähriger Mitschüler belustigend, und seitdem konnte er sich niemals ohne Befangenheit nennen oder rufen hören, stets war es ihm peinlich, andern vorgestellt zu werden. Jener Junge aber, der, ohne es zu wissen und zu wollen, zuerst dieses Gefühl der Minderwertigkeit in ihm geweckt hatte, wurde auch sonst noch bedeutungsvoll für sein Leben, er wurde sein bester Freund, sein Vorbild und Leitstern, dem er es in allen Dingen nachzuthun nie ermattete. Dieser Knabe, der den ganz neutralen Namen Gustav Meyer führte, war zwar von völlig anderm Schläge, leichtblütiger, gesünder, begabter und unbefangener; aber das hinderte den kleinen Hering nicht in seinem Bestreben, die Neigungen Gustavs zu teilen, seinen schnellen Erfolgen in der Schule rastlos nachzuklettern, alles, was der in leicht wechselnder Laune schön und begehrenswert fand, nicht ganz so leicht, aber nicht minder entschlossen zu bewundern und zu begehren, und den großen Hering hinderte es nicht, ebenso wie Meyer die juristische Laufbahn als die

einzig anständige einschlagen zu wollen. Nun war Meyer der Sohn eines höhern Beamten und kannte von Haus kein andres Ziel, als Präsident oder Minister zu werden. Hering's Vater war ein wohlhabender Tuchhändler, der seinem Sohne zwar eine gute Bildung geben wollte, aber ihn gern zum spätern Mitinhaber und dereinstigen Erben seines angesehenen Geschäfts erzogen hätte. Dennoch wollte und konnte auch er nichts andres werden als Jurist, und der Vater gab sich darein, da er sich schließlich sagte, daß ein Jurist im Leben so leicht nichts auszustehen habe, wenn er sich dazu hielte und nicht ganz auf den Kopf und auf den Mund gefallen wäre.

So ging Hering mit seinem Freunde auf die Universität und wurde Korpsstudent. Korpsstudent zu sein, war notwendig, und der Vater hatte nichts dagegen, da er von allen Seiten hörte, daß sich die größern Ausgaben, die freilich damit verbunden seien, reichlich verzinsten, besser als Griechen und Portugiesen, mit denen sie nur das Abwartenmüssen gemeinsam hätten. Heinrich war jedoch kein Durchgänger, davor war er durch sein Temperament geschützt. Wenn Gustav Meyer hätte Temperenzler werden wollen, so wäre er, vielleicht mit weniger Aufwand von Selbstüberwindung, auch das geworden. Aber da Gustav Meyer von der maßgebenden Strömung der Korpsvereinigung zugezogen wurde und selbst wieder für Hering maßgebend war, so paßte sich dieser nach Kräften allen Forderungen des modernen Korpslebens an, schlug seine Mensuren, machte Dedikationen und bei Bier und Bowle gute Miene zum bösen Spiele, ließ sich photographiren, schloß Freundschaften, eiferte gegen jede andre Farbe und Benennung, kaufte aber mehr Bücher und hörte mehr Kollegien als irgend ein anderer. Als sich die Studienzeit ihrem Ende nahte, sah sich Gustav Meyer nach einem geschickten Repetenten um, und Hering fand es geraten, sich diesem gleichfalls anzuvertrauen. Denn was er durch fleißigeres, vorbauendes Arbeiten vor dem Freunde voraus hatte, brachte dessen schnellerer Kopf reichlich wieder ein. Die Lebensweise wurde, wie sie früher nach den Forderungen eines geläuterten Komments geregelt gewesen war, jetzt nach den Rücksichten auf das bevorstehende Examen eingerichtet. Ein maßvoller Lebensgenuß blieb vorbehalten. Aber die Unterhaltungen am abendlichen Bierische beherrschte nunmehr das Fachinteresse, und soweit wie eine gut gepflegte Überlieferung den Gesichtskreis der Examinatoren nach frühern Vorkommnissen ausgemessen hatte, drangen auch die Streifzüge der jungen Adepten in die Wissenschaft vor. Mit dem ganzen Eifer entschlossener Entdecker segelten sie dahin, und von manchem in dem ungeheuern, nie befahrenen Meere der Gelehrsamkeit schwimmenden Eilande nahmen sie allen Fernandoblickten trotzend begeistert Besitz. Jedes neue Flaggenhissen wurde durch eine Unterbrechung der Solidität gefeiert.

Endlich konnte ein solennes Gelage an dem Orte des Oberlandesgerichts, wo Meyer und Hering ihr Examen ablegten, ein neues Lustrum einleiten: die schöne Referendarzeit. Gustav Meyer wollte sich dem Verwaltungsdienste widmen, und auch Heinrich Hering lebte sich mehr und mehr in die Idee ein, daß dieser mehr Ausichten biete, anständiger und feudaler sei als die Justiz, und entschied sich, trotz der Vorliebe des Vaters für den unabhängigen, unentfernbaran Richterstand, für die Verwaltungslaufbahn. Nun mußte sich Hering abermals häuten. Wenn er einmal ein ehrliches Wort mit sich sprach, mußte er sich eingestehen, daß ihm die stille Zeit der Vorbereitung auf das Examen, wo er den Freund, fast wie zuweilen in den alten Schulzeiten, bei-

nahe ganz für sich gehabt hatte, lieber gewesen war als die neu anbrechende Ara, wo Besuche gemacht, wo getanzt, wo in andern Formen verkehrt werden mußte. Offiziere tauchten auf mit säbelfirrender Sicherheit, ältere Beamte, alte Korpsstudenten, erwarteten wohlwollend seine Anknüpfungsversuche und beobachteten aufmerksam, ermunternd, kritisch, mit Kennermiene oder kopfschüttelnd seine ersten Gehversuche auf dem neuen Wege. Sein Korps war nicht gerade eins von den ältesten und verbindungsreichsten, aber er zählte als dessen Angehöriger vollständig mit; es stand bei ihm, was er aus der Beziehung machen wollte und konnte.

Gustav Meyer fand sich in den Verhältnissen des Philisteriums mit Leichtigkeit zurecht, die neuen Bedingungen des Fortkommens hatten für ihn nichts beengendes, sie reizten lediglich sein auf den Ehrgeiz gestelltes Wesen zu neuer Bethätigung. Hering dagegen litt heimlich darunter, aber man hätte ihn für den begeistertsten Verfechter der Kaste halten müssen, so eifrig opferte er an den zahlreichen Altären; er brachte wohlgefällige Gaben dar, als da sind Neigungen, Familienstimmungen, Privatmeinungen, kindliche Vorurteile, selbständige Regungen und Allgemeingefühle. Willig schwamm er mit der starken Strömung. Er kam nicht auf den Gedanken, daß dieses feste Gefüge, in das er sich so bereitwillig eingliedern ließ, eine sehr schöne Einrichtung war für die, die nach Temperament, Erziehung und Familieninteresse hineingehörten, daß es aber für Leute seines Schlags nicht angelegt war, ja daß es schließlich an der Aufnahme solcher eigentlich fremdartigen und deshalb untauglichen Mitglieder zu Grunde gehen müsse.

Auch als er Reserveoffizier geworden war, kam er nicht auf den Gedanken, daß sich auf die Dauer unmöglich Tausende und Abertausende von mehr oder weniger fertigen jungen Männern noch an Anschauungen gewöhnen lassen, die mit denen ihres oft unvermittelten Vorlebens, ihrer Eltern, Frauen, Berufsgenossen, Vorgesetzten und Freunde, ja ihren eignen latent gegenwärtigen streiten, sei es auch um den Preis vorübergehender Gleichstellung mit den darob mit Recht grollenden Berufsoffizieren. Es kam ihm nicht das Bedenken, ob nicht das Aufsteigen in höhere Schichten zu schnell, unvermittelt und gewaltfam vor sich gehe, nach einem einseitigen und falschen Maßstabe, dem des Geldes, und zu häufig mit leichtherziger Drangabe doch auch berechtigter Überlieferungen. Er merkte nicht, daß er ein undankbarer Sohn war, der sich von der Familie, in der er groß geworden war, ohne Grund und ohne Gewinn loslöste. Zwar freuten sich seine Eltern des immer vornehmer werdenden Sohnes, und der alte Tuchhändler, der doch seine unvergeßlichen Erinnerungen an die vierziger Jahre hatte, stand bereits in manchem von ihm selbst eingeleiteten Grußverhältnis mit diesem und jenem Korpsphilister oder Offizier. Er wiederholte hundertmale seiner Gattin, daß die neue Zeit anders sei als jede vorhergegangne, daß sie selbst anders lebten als ihre Eltern und Großeltern, und daß ein junger Mann seine eignen Wege gehen und finden müsse, zumal da alles ganz anders geworden sei als früher. Trotz aller väterlichen Unterstützung hätte Heinrich etwas weniger nach außen sehen sollen, das massenhafte Aufsteigenwollen hätte ihn für die Aufrechterhaltung des aristokratischen Prinzips unter den Korpsbrüdern etwas besorgt machen müssen; er hätte auch aus der deutschen Reichs- und Rechts-geschichte wissen können, wie vormals Tausende ihre alte schöne Gemeinfreiheit verloren, indem sie ihre freien Höfe aufließen und sie als Lehen zurückbekamen, nun zwar in eine feste

Gliederung aufgenommen, aber für alle Zeiten deklassirt und unter den Stand der Dienstleute herabgedrückt. So ging es schließlich, bei Lichte besehen, ihm und vielen seinesgleichen, die ihre Persönlichkeit aufgeben und sie umgeprägt, geschliffen und doch nicht für voll angesehen zurückbekommen.

Und dabei gab es so wenig wirkliche Freuden, die er als Entschädigung hätte betrachten können, und so viele, viele Rücksichten und selbstverständliche Pflichten. Am drückendsten empfand er die, die ihn zu einem früher nie geahnten Verbrauch von Visitenkarten veranlaßten und nachher in den Ballsaal führten. Er hätte sich so gern vom Tanzen entbinden lassen, aber das litt Gustav Meyer, dessen Führung er sich nun einmal überlassen hatte, unter keinen Umständen. Und Hering ergab sich, wie in so manches, auch darein, ja er trieb die Selbstaufopferung so weit, daß er noch Privatunterricht bei einem angesehenen Tanzmeister zur Einübung der Kontretänze, die er alle wieder vergessen hatte, gegen ein Honorar nahm, mit dem ein Lehrer des Griechischen oder der Mathematik zufrieden gewesen wäre. Aber die Sicherheit in der Quadrille machte ihm die zahlreichen Einladungskarten zu Thee und Tanz durchaus nicht erwünschter. So zufrieden auch die Blicke ausfielen, mit denen ihn die Mutter bei einer letzten flüchtigen Vorstellung entließ, er traute sich doch nicht; der Eintritt in den Saal, das Begrüßen der ältern Damen und seiner Tänzerinnen war ihm nach wie vor peinlich und qualvoll, zumal wenn er noch diesem oder jenem neu aufgehenden Gestirn vorgestellt werden mußte. Er glaubte stets bei dem unvermeidlichen „Referendar Hering“ ein verhaltenes oder mokantes Minenspiel auf dem Antlitz der Schönen zu entdecken, und so pflegten die Gesellschaftsabende schon mit einer Verstimmung zu beginnen.

Und nun mit diesen geschmückten jungen Damen, die ihm so unverständlich waren und blieben, Unterhandlungen eröffnen zu müssen über die bevorstehenden Tänze und darüber einen nicht steuerpflichtigen Schlussschein auszustellen auf der Tanzkarte, war für ihn ein ebenso peinliches Ansinnen als nachher zum fälligen Termin die Lieferung, die Tänze und die Führung zu Tisch. Er hatte einmal eine Börse besucht. So verwirrend und unverständlich ihm damals das abgerissene Frag- und Antwortspiel, die lebhaften Bewegungen der Börsenbesucher gewesen waren, so räthelhaft blieb ihm auch nach mehrjährigen Bemühungen im Tanzsaal die Zungenfertigkeit, die Geläufigkeit, das Scherzen, Lachen, Fächerspiel und die Ausgelassenheit der jungen Damen und Herren. Er merkte sich kleine Scherze und las ältere Jahrgänge der Fliegenden Blätter, sodaß er allmählich ein ganz anständiges Repertoire gesammelt hatte, aber merkwürdig, bei ihm schlugen selbst die drolligsten Witze nicht ein, wo dieser oder jener Löwe mit ganz nichtsagenden und platten Bemerkungen unbegreifliches Glück hatte. Er versuchte es auch wohl auf dem ihm näherliegenden Gebiete die jungen Damen zu fesseln. Er konstruirte frei nach Rudolf Shering leichte Fälle aus der Jurisprudenz des täglichen Lebens und legte sie einem weiblichen Einzelrichter im Ballkleide vor; wenn der sich dann als unzuständig ablehnte, löste er sie selbst mit überraschender Schnelligkeit. Dadurch kam er zwar in den Ruf schrecklicher Gelehrsamkeit, aber seine Unterhaltungsgabe hörte man seltner rühmen. Das annehmbarste an einer solchen Tanzveranstaltung war für ihn schließlich meist die kleine fidele Nachsitzung in irgend einem Restaurant; die ordengeschmückten jungen Herren fühlten dann, indem sie ein wohlverdientes Glas Bier tranken und nun eine

Cigarre unberufen rauchen durften, in behaglicher Abspannung die gegenwärtige, mehr noch die zukünftige Überlegenheit ihrer sozialen Stellung der allgemeinen Werktagstimmung der übrigen Gäste gegenüber.

Widerlich war dann für Hering nur das frühe Aufstehen am andern Morgen, namentlich wenn er vielleicht bei einer Obduktion protokollieren sollte oder sonst auf rauhe Weise in die Wirklichkeit der Dinge gestoßen wurde. Aber so oft er auch die Annahme einer drohenden Einladung abschwor, war es so weit, so glaubte er stets, es dem gütigen Ehepaare, das sich die Ehre geben wollte, ihn tanzen zu lassen, oder dem unternehmenden Festausschusse nicht anthun zu dürfen, mit seiner Abwesenheit rechnen zu müssen, er gab lieber eine zusagende Antwort, ging pünktlich hin und opferte. Es galt so viele Rücksichten zu nehmen, und so ein Referendar hatte schon einen achtbaren Druck sozialer Mitverantwortlichkeit auszustehen.

Und dazu meldete sich nun schon bei Kleinem die Sorge um das zweite Examen und die wichtigere um die spätere Anstellung. Ein Glück, daß die Regierung nicht alle die unzähligen netten Referendare und Assessoren zu versorgen hatte, die in Feuilletons, Novellen und Romanen ihr anspruchsvolles Leben führen. Aber auch so war der Vordermänner eine beängstigende Menge, und Hering war ein wirklicher Referendar, der eine wirkliche Verwendung im Staatsdienste begehrte. Wieder kamen die Bücher zu Ehren, und wieder bildeten sich die Repetitionsgenossenschaften mit unbefränkter, meist beschränkter Arbeitslust. Diesmal galt es an der Zentralstelle den Nachweis der Verwendbarkeit zu führen, und Hering wurde sorgenvoll gestimmt, wenn er die Statistik der bestandnen und nicht bestandnen Verwaltungsexamina zur Hand nahm. Der bevorstehende Aufenthalt in der großen Stadt verlor alle seine Reize für ihn, wenn er die statilichen Ziffern der gewognen und zu leicht befundnen durchging. Aber sie hatten das Gute, daß sie sein Streben nie ermatten ließen, mit wahren Heißhunger nahm er alle die schwierigen Materien in sich auf, deren Vorkommen er voraussetzen durfte, die soziale Gesetzgebung war die unererschöpfliche Kistkammer, aus der er die Stoffe zu seinen Träumen entnahm. Er plagte sich nächtlicherweile viel mit schrecklichen Unfällen und der Berechnung der Unfallrenten, oft unterbrochen verwickelte Heimatsverhältnisse seinen unruhigen Schlummer, und er machte die Beobachtung, daß seine Gedanken immer wieder und wieder Geleise aufsuchten, deren verwirrende Unübersehbarkeit er im wachen Zustande so sehr fürchtete.

Gustav Meyer, der sich inzwischen schon mit einem anziehenden jungen Mädchen aus der Berufsgenossenschaft seines Vaters, des Präsidialanwärters, verlobt hatte und die Notwendigkeit einer glatten Examenserledigung fast noch besser begriff als Hering, nahm die Sache, wenn nicht gründlicher, so doch „zielbewußter.“ Auf überflüssige Einzelheiten, die zudem in die Streilitteratur hätten ablenken können, ließ er sich nicht ein, er hatte das Glück, auf eine Anzahl brauchbarer Handbücher aufmerksam gemacht worden zu sein, die das Wissenswerte in gedrängter Kürze und ohne Nebengedanken brachten. Er tadelte die Sucht des Freundes, Schwierigkeiten aufzustöbern, wo schlechterdings keine waren, und sich so das Leben unnötig zu erschweren. Die etwas verschwommne Art Herings behagte ihm überhaupt je länger je weniger. Früher war ihm die unbedingte Gefolgschaft des alten Genossen angenehm und bequem gewesen, jetzt zeigten sich doch auch manche Schattenseiten in diesem Verhältnisse. Bei ihm war alles Haltung und Bestimmtheit, bei

Hering soviel Anlehungsbedürfnis und Unsicherheit, selbst Zweifel und Schwanken hinsichtlich des politischen Standpunktes. Es kam noch hinzu, daß Meyers Braut Hering nicht leiden konnte und den Umgang mit ihm für ihren Verlobten für wenig förderlich ansah, ja geradezu für schädlich hielt. Und Meyer mußte ihr Recht geben, wenn sie ihn fragte, ob er denn den Seefisch, wie sie ihn nannte, sein ganzes Leben mit durchschleppen wolle. Er fing an abzuwiegeln, und Hering sah mit tiefer Bekümmernis seinen Stern immer weitere und fernere Bahnen einschlagen, während er einsam zurückblieb und grübelte.

Beide machten nun ihr Examen. Dessen Nöte und Fährnisse führten sie in der Hauptstadt eine Zeit lang wieder näher zusammen, und ebenso die Freude über das Gelingen. Aber als die Aufregungen vorüber waren, die Frage nach der fernern Verwendung im Staatsdienste drängend wurde, bestimmte Wege einzuschlagen waren, zeigte sich die innere Entfremdung wieder deutlicher. Gustav Meyer war nicht mehr so freigebig mit gutem Rat und auch nicht mehr so offenherzig über seine eignen Pläne. Hering sah sich eigentlich jetzt zum erstenmale auf eigne Entschliessungen angewiesen, er mußte selbständig seine Neigungen entdecken und sein Bestes fördern. So wurde er vorläufig einem Verwaltungszweige überwiesen, der ihn nicht mehr oder weniger lockte als alle andern, in dem er aber immerhin zeigen konnte, was er leisten würde.

Meyer fand eine Verwendung, die als Auszeichnung für ihn gelten konnte, und entschloß sich zu heiraten. Soviel galt immerhin die alte Freundschaft noch, daß ihm Hering als Brautführer zur Seite stehen mußte. Aber schon bei dem Hochzeitsmahl in dem auserwählten Kreise der Gäste zeigte es sich, daß Hering hier keine Fühlung hatte. Seine Bemühungen im Frack und mit der weißen Halsbinde hatten ihn doch nur bis in die Vorhöfe gebracht, dieses Familienfest hätte ihm deutlich machen müssen, daß es für den scheinbar Einlaß begehrenden noch viele verschlossene Thüren gab, an denen als Hüterinnen spöttisch und erwartungsvoll blickende junge Damen saßen und würdige ältere Damen mit klugen Gesichtern und abweisenden Mienen. Die Zauberformel, diese und jene gnädig zu stimmen, kannte er nicht, er hatte sie immer noch nicht begriffen. Das Allerheiligste der Kaste, der vollkommene Anschluß, blieb ihm noch versagt.

Und dabei war er bei Lichte besehen eine sehr annehmbare Partie, nur verstand er es nicht, seine Anwartschaft auf ein stattliches Vermögen und ein ansehnliches Amt in die richtige Beleuchtung zu rücken, den Zauber der unbedingten Zugehörigkeit darüber zu breiten. Es fehlten ihm die richtigen Eltern und Großeltern; bei seiner Vorliebe für das höhere Beamtentum und seiner leichtherzigen Opferfreudigkeit paßten ihm seine braven Eltern und Großeltern nicht in sein Idealbild von einer tadellosen Beamtenerscheinung. Nach seiner Ansicht, die er sich zum Teil unter dem Einfluß von Gustav Meyers sagenhaften Familienüberlieferungen gebildet hatte, mußte ein vollkommener Beamter, wenn er nicht adlich sein konnte, wenigstens von einer ununterbrochenen Reihe von Insassen einer fürstlichen geheimen Ratsstube oder kurfürstlichen und königlichen Räten abstammen. Da er solche Erinnerungen in seiner Familie nicht vorfand, aber auch zu Hause nicht die Bereitwilligkeit antraf, ihn anzustaunen, wie sie wohl Kantoren oder andre Väter, die es sich verhältnismäßig noch mehr kosten lassen, aus einem ihrer Söhne etwas zu machen, mit Selbstaufopferung über sich gewinnen, so fehlte ihm vor der Hand

das Gefühl behaglicher Genugthuung, das bei einer stattlichen Mehrzahl von Staatsbeamten, nach deren weitem Studien oder besondern Fähigkeiten kaum mehr gefragt wird, nachdem sie einmal angenommen oder angekommen sind, der Mühe Preis zu sein pflegt.

Nun trug es sich in Herings Leben zu, daß ihm die Frage an das Schicksal mißglückte, denn alles übrige war ja bisher nach seinen Wünschen gegangen. Bei der wichtigsten Entscheidung seines Lebens, als er sich, wie die Bauern zu sagen pflegen, verändern wollte, stand ihm Gustav Meyer nicht mit Vorbild und Rat zur Seite. Der sah sich schon nach einer Kinderwärterin um, als Hering, noch unschlüssig, ob er sich den sozialen Anwartschaften zuwenden oder den christlich-konfessionell bewegten Kreisen derer anschließen sollte, die zu der Überzeugung gekommen waren, daß immerhin unter Wahrung königlich preussischer Gesichtspunkte etwas von oben herab gegen das soziale Elend geschehen müsse, seinen Roman durchlebte.

Das ging so zu. Herings Mutter hatte eine Schwester, die in jungen Jahren einen damals wenig aussichtsvollen jungen Chemiker, fast wider den Willen ihrer Eltern und trotz der Abmahnungen ihrer ältern Schwester, eben der Frau Hering, geheiratet hatte. Das war jetzt fünfundsanzig Jahre her, und aus dem jungen Chemiker von damals war ein sehr vermöglicher Zuckerrabrikdirektor geworden. Der wollte seine silberne Hochzeit mit allem Pomp feiern, der bei solchen Gelegenheiten mit Recht in kleinern Landorten aufgeboten zu werden pflegt, und natürlich auch die Verwandten seiner Frau dabei haben, obgleich er auf sie im allgemeinen nicht allzu viel gab, insonderheit nicht auf seine einstige Widersacherin, Frau Hering. Diese hielt es jedoch in Würdigung der vollauf nachgewiesenen Verdienste ihres Schwagers für durchaus erforderlich, daß nicht allein sie selbst die Feier der silbernen Hochzeit mitmache, sondern daß auch wenigstens Heinrich sie begleite, da der Vater in zunehmender Altersstimmung auf keinen Fall mitreisen wollte, zumal da er jetzt eben im Geschäft unabhkömmlich war, und da er, was noch triftiger war, seinen Schwager nicht leiden konnte. Der hatte für ihn ein zu sicheres Wesen und respektirte weder Altersunterschiede noch Erfahrungsthatfachen andrer Leute. Nur was er selbst in seiner Praxis bewährt gefunden hatte, galt ihm; andrer Leute Stimmungen, Ansichten, Meinungen und Gedanken kümmerten ihn nicht, er gab sich nicht nur den Anschein, sie zu verachten, er verachtete sie wirklich.

So wurde denn ein kostbares Hochzeitsgeschenk ausgesucht, mit dem man hoffte, das Herz des doch innerlich gefürchteten Schwagers rühren zu können, und Frau Hering mit ihrem Assessorsohn fuhr eines schönen Tags in der Richtung nach Edermühlen ab.

Es war ein klarer Herbsttag, und je mehr man sich der hügeligen Landschaft näherte, in der das Dorf mit der Zuckerrabrik lag, um so glücklichere Lichtwirkungen brachte die Sonne auf den bewaldeten Höhenzügen, den Wiesen und Feldern zu wege. Die Umrisse der Gegend traten so scharf hervor, und doch lag ein so bläulicher Schimmer in der Luft, daß sich selbst Heinrichs kühles Gemüt dem Eindruck nicht entziehen konnte. Es war Herbst, ein paar kurze Wochen noch, und die anstrengende Zeit der Verarbeitung der Rüben mußte beginnen.

Das Fest der silbernen Hochzeit fiel noch in die für den Fabrikleiter verhältnismäßig ruhige Jahreshälfte. Vor fünfundsanzig Jahren hatte Herr Krause diese Zeit gewählt, um ohne jeden Aufwand eine bescheidne Hochzeits-

feier zu veranstalten und, da es auf den Winter ging, den einfachen Haushalt in Gang zu bringen. Ohne Goethe genauer zu kennen, hatte er doch ganz nach Goethischem Grundsatz den Beginn eines zweifelhaften, ungewissen Unternehmens, des Lebens zu Zweien, geräuschlos und ernst nur durch den Akt der Trauung und ein anspruchloses Mittagessen bezeichnet wissen wollen. Setzt, wo es ihm im Leben so gut gegangen war, wo er seiner rührigen Thätigkeit ein hübsches Vermögen verdankte, und er mit seiner Frau, die sich in seine rasche, nicht immer übermäßig liebenswürdige Art hineingelebt hatte, auf eine im ganzen ungetrübte Ehe zurückblicken konnte, wollte er sich die silberne Hochzeit etwas kosten lassen. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren sein Stolz, und erhehend für ihn war das Bewußtsein, beiden eine sichere Zukunft begründet zu haben. Dieses Gefühl des eignen Wertes drängte nach einer Äußerung, und die Wiederkehr seines Hochzeitstages war eine bedeutungsvolle Veranlassung zu einer größern Festlichkeit. Verwandte, Freunde und Nachbarn sollten eingeladen werden. Anfangs zwar war ihm der Gedanke störend gewesen, daß die Feier manchen zur Darbringung von Geschenken veranlassen würde, die er nicht wünschte; aber er mußte sich sagen, daß der Tag so wie so nicht ohne „Ehrungen“ vorübergehen würde, da seine Bedeutung für die Familie Krause in Freundeskreisen zur Sprache gekommen war. So sollte denn unbedenklich der Kreis der Festgenossen so weit wie möglich ausgedehnt und in keiner Weise gespart werden. Von den Verwandten seiner Frau wurden nur Frau Hering und ihr Sohn erwartet, seine Sippe, zum Teil einfache Leute, wollten sich zahlreicher einstellen. Den Hauptstamm der Gäste bildeten die „bessern“ Aktionäre, Kollegen von den benachbarten Fabriken, ein paar Ärzte, Pastoren, Oberförster, der Landrat des Kreises, ein Amtsrichter, der Bankier aus der Stadt, der die Geldgeschäfte der Fabrik besorgte und zugleich Herrn Krause guten Rat bei der Anlage seiner Überschüsse zu geben pflegte, ein paar Zuckerhändler und zu guter Letzt ein Herr Schuckert, der die Gegend mit Rübsamen und die Fabriken mit Ausrüstungsteilen versah und dabei ein ganz nettes Vermögen zusammenbrachte.

Heinrich Hering, der nur eine dunkle Kenntnis von der Lebensweise und dem Bekanntenkreise seiner Verwandten und für ländliche Verhältnisse nur ein mangelhaftes Verständnis hatte, versprach sich nicht viel von der ganzen Feier und knöpfte innerlich auch die letzten Knöpfe zu. Als sich der Zug der Station näherte, deren ganze Anlage auf den ersten Blick die gewerbliche Hauptthätigkeit der anliegenden Dörfer verriet, gab die Mutter nochmals die eindringlichsten Verhaltensmaßregeln und bat um liebenswürdiges Entgegenkommen. Auf dem Bahnhofe wartete Frau Krause mit ihrer Tochter; trotz der vielen Vorbereitungen, die ihre Zeit vollaus in Anspruch nahmen, glaubte sie doch ihrer Schwester die Ehre des persönlichen Empfangs anthun zu müssen.

Frau Krause war eine behäbige Dame von etwa fünfzig Jahren, mit dem Ausdruck des Wohlwollens und abwartender Klugheit. Sie hatte sich in ihrem ehelichen Leben daran gewöhnt, ihren Willen dem ihres Mannes anzupassen, und liebte es nicht, mit einer eignen Meinung hervorzutreten, bevor sie ihres Mannes Ansichten und Wünsche gehört hatte. So vermied sie allzu häufige Szenen offener Unterordnung, niemand, auch Krause nicht, merkte, wie oft sie eigentlich nachgab, ja sie selbst wußte es nicht immer, daß sie eine Neigung ersticke, wenn sie sagte: Siehst du, Heinrich, so hatte ich mirs auch gedacht. Dabei war sie aber durchaus nicht falsch, sie diplomatisirte nur dem starken

Willen und der überlegnen Einsicht ihres Eheherrn gegenüber, etwa wie es ein Fürst im Verhältnis zu seinem allmächtigen Staatsminister macht. Bertha Krause, die Tochter, war ein schlankes, blondes, hübsches Mädchen, das sehr erwartungsvoll in die Welt blickte, und dem das bevorstehende Fest eigentlich das erste Ereignis des Lebens brachte. Denn ihre Kenntnis der Menschen und der Welt war noch sehr bescheiden. Von Herren, die etwa ihr Herz hätten in Gefahr bringen können, waren ihr nahe getreten ein paar blonde Ökonomieeleven von den benachbarten Gütern, ein Forstreferendar, ein junger Zuckerschmucker mit dreihundert Thalern Gehalt, der ihr öfter Blumen zu überreichen suchte, den aber Herr Krause noch öfter tadeln mußte, ein junger Hilfsprediger und im letzten Herbst ein paar Offiziere, die bei den Manövern die Gegend unsicher gemacht hatten. So war sie denn noch völlig unbefangen, und da zu Romanlesen keine Zeit war, auch nicht voll verschrobener Auffassungen und falscher Bilder der Zukunft. Auf ihren großen Vetter, den Herrn Professor, freute sie sich aufrichtig und machte kein Hehl daraus, daß ihr die Verwandtschaft imponierte. Ihr Vater neckte sie schon seit ein paar Tagen mit dem Vetter Hering, er war aber wie immer, wenn von Hering's die Rede war, darauf aus, die Familie in einem komischen Lichte erscheinen zu lassen und herabzusetzen. Er liebte sie nicht, und der junge Professor mit seinem unjugendlichen Wesen und der reservierten Haltung war ihm unverständlich und ihm, dem Praktiker, schon als gelehrter Jurist unsympathisch.

Der Zug fuhr langsamer und hielt. Frau und Fräulein Krause standen, die Tochter auf den Zehen, erwartungsvoll unter der großen Bahnhofsuhr und eilten nun, als die Ankömmlinge aus dem Kupee kletterten, freudig herbei. Heinrich hatte auf Bitten der Mutter einen großen Blumenstrauß für die Tante mitgebracht, um ihr gleich bei der Begrüßung eine vorläufige ritterliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Jetzt, wo der Augenblick gekommen war, folgte er, fast zum erstenmal in seinem Leben, einer unprogrammmäßigen Regung und überreichte ihn, während sich die beiden alten Schwestern zu wiederholten malen umarmten und küßten und die jungen Leuten unthätig daneben standen, statt der Mutter der errötenden Tochter. Das wurde ihm nachher als feiner Zug und großstädtischer Schwerenösterreich ausgelegt, während es in Wahrheit halb Verlegenheit halb jugendliche Unwandlung gewesen war. Jedenfalls hatte er damit Glück gehabt, auch bei der Tante, als sie die ursprüngliche Bestimmung des Straußes erfahren hatte. Zwischen den Schwestern entspann sich ein unausgesprochenes Einverständnis hinsichtlich der Zukunft ihrer Kinder, und schon auf dem kurzen Wege nach der Fabrik, den sie zu Fuß zurücklegten, herrschte verwandtschaftliche Herzlichkeit und Zuthulichkeit.

Herr Krause kam ihnen auf dem Fabrikhofe entgegen, entschuldigte sein Fernbleiben vom Bahnhofe mit Geschäften und machte, als er die Fremden in das etwas nüchterne Direktorhaus geleitete, eine Menge Scherze, die vorwiegend die Hering'sche Großartigkeit und Überhebung mit der anspruchslosen Bescheidenheit der Familie Krause in Gegensatz bringen sollten. Er hatte eigentlich gar keinen Humor, dazu war er zu selbstgerecht und zu verliebt in seine angebliche Eigenschaft als *self-mademan*, seine Witzeleien hatten nichts Liebenswürdigen, aber weil ihm der Tageswitz, der geschäftliche und gesellige Verkehr soviel packende Redewendungen an die Hand gab und er ein feines Ohr für eine neue Pointe hatte, so glaubte er alles Ernstes, selbst ein Humorist zu sein. Thatsächlich hatte seine Gegenwart nicht nur für seine An-

gehörigen, sondern auch am Biertische etwas Lastendes, es war immer, als ob er eigentlich sagte: Ich bin Herr Krause, der es so weit gebracht hat, der die Welt kennt, der in seiner Fabrik die besten Einrichtungen hat, der den besten Zucker produziert, der euch alle in die Tasche steckt, der euch schon und mit eurer Minderwertigkeit und Einfalt Mitleid hat, und der mehr sagen könnte, wenn er wollte. So rieb er sich im Grunde fortwährend an seinen Nebenmenschen, und jetzt auch wieder, wo man einem frühen ländlichen Abendessen zusprach, an der Familie Hering.

Da waren noch ein paar seiner Verwandten, seine alte Mutter, die ein wenig den Eindruck machte, als sollte sie das bescheidne, aber rechtliche Herkommen des großen Herrn Krause illustriren, da war sein Schwager, ein verstimmtter Realschuloberlehrer, der sich keine Mühe gab, seine neidvolle Bewunderung der Kraußischen Wohlhabenheit zu verhehlen, und dessen Gattin, Krauses Schwester, eine kinderlose, vertrocknete Frau mit scharfen Augen, die wenig sagte, aber auf alles genau acht gab und ab und zu ihrer Schwiegermutter etwas ins Ohr flüsterte, da war der Apotheker Krause, ein Witwer, der eine große Anstaltsapothekete verwaltete und, obgleich er selbst in guten Verhältnissen lebte, doch zu seinem Bruder auffah, als hätte er ihm Leben, Gesundheit und sein Auskommen zu verdanken, da war schließlich Fritz Krause, der Familie Einziger, ein dicker, junger Landwirt von großem Appetit, wenig Worten und geringem Verständnis für seines Vaters Eigenart. Herr Krause führte fast allein das Wort, aber seine gute Laune zündete nicht so recht.

Heinrich Hering fühlte sich nicht behaglich, und so oft ihm auch seine gute Mutter einen aufmunternden Blick zuwarf, fiel er doch stets nach einem kurzen Anlauf wieder in sein ablehnendes Wesen zurück. Er verstand es von Haus aus nicht, sich populär zu machen, und hier umsoweniger, wo ihm die patronisierende Weise des Onkels zuwider war. So fühlte er sich wie erlöst, als man endlich aufstand, und die Kousine sich erbot, ihm den Garten und die Fabrikanlagen zu zeigen. Verhältnismäßig freudig ging er darauf ein, er ging mit ihr voraus, der Oberlehrer Peters mit dem jungen Ökonomen trotteten hinterdrein.

(Fortsetzung folgt)

